

# Tabak-Arbeiter

Organ der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands.

Der Tabakarbeiter erscheint jeden Sonnabend und ist durch alle Postanstalten, Buchhandlungen und Kolporteurs sowie durch die Expedition zu beziehen. — Preis vierteljährlich 75 Pfg. ohne Bringerohn, per Kreuzband 1.15 Mk.; monatlich 25 Pfg., per Kreuzband 39 Pfg. Vorausbezahlung.

Anzerate müssen bis Dienstag früh in unserer Expedition aufgegeben sein. Die 4gespaltene Bettzeile kostet 25 Pfg. — Arbeitergeuche (Anzerate) sind ausschließlich an das Bureau des Deutschen Tabakarbeiter-Verbandes, Bremen, Martinistraße 4, II. zu senden.

Nr. 2.

Sonntag den 13. Januar.

1901.

Expedition: G. Heinisch, Leipzig, Tauchaer Strasse 19/21.

Zur gest. Beachtung!

Berichte und Korrespondenzen für den Tabakarbeiter müssen bis spätestens Montag abend an das Bureau des Deutschen Tabakarbeiter Verbandes, Bremen, Martinistraße 4, II. oder bis Dienstag vormittag an die Redaktion, Leipzig, Südstraße 73 gesandt sein. Alle später eingehenden Sendungen werden zur nächsten Nummer zurückgestellt.  
Die Redaktion.

## Keine Zeit für das Volk!

In den Wandelgängen des Reichstags erzählten sich vor den Weihnachtsferien die Reichsboten schon, es sei von der Regierung beabsichtigt, den Reichstag bald nach Ostern zu schließen. Ist es auch nur Gerüde — denn wer weiß, welche Ereignisse ihn länger zusammenhalten können? — so steckt dahinter doch der fromme Wunsch, die Volksvertretung sobald wie möglich heimzuschicken, weil sie ja stets Grund zu Agitationen im Lande giebt. Nichts ist aber den regierenden Kreisen weniger erwünscht, als der Meinungs-austausch zwischen Volk und Parlament. Um ihn einzuschränken, hat sich die Reichsregierung bereits entschlossen wegen voraussichtlich großer Volksdemonstrationen gegen die agrarische Zollpolitik den neuen Zolltarif in diesem Jahre dem Reichstage nicht vorzulegen. Aufgeschoben ist jedoch nicht aufgehoben — zu Vorbereitungen zum Kampfe gewinnen wir dadurch Zeit.

Indes hätte der Reichstag Arbeitsmaterial genug für eine lange Session und man brauchte nicht bereits jetzt auf ein frühes Ende zu sinnen. Die sozialpolitischen Anträge der einzelnen Parteien sind so zahlreich und viele davon so dringender Natur, daß man wohl hätte, ihnen fleißige Arbeit zu widmen, damit nicht völliger Stillstand in der Sozialpolitik eintritt. Freilich ist darunter auch mancher Antrag, der schon in früheren Sessions beraten, aber von der Mehrheit der Abgeordneten oder vom Bundesrat abgelehnt wurde. Sie müssen aber immer wieder eingebracht werden, besonders auch, da manche den Gradmesser für die Arbeiterfreundlichkeit der bürgerlichen Parteien abgeben, die nicht leicht für einen gesetzlichen Eingriff zur Besserung der Arbeiterlage zu gewinnen sind. So wiegelt jetzt schon wieder die bürgerliche Presse wegen einiger von sozialdemokratischer Seite gestellten Anträge ab. Die abermals beantragte Einführung des Zehnstunden- resp. Achtstunden-Arbeitstages und das Verbot der Verwendung von schulpflichtigen Kindern unter vierzehn Jahren bei gewerblichen Arbeiten haben es besonders der kapitalistischen Presse angethan. Sie beteuert in den heuchlerischsten Redewendungen ihr Wohlwollen für die Arbeiter und vergießt einige Krokodilstränen über unser „humanes Zeitalter, in dem zarteste Kinder in einer geradezu beschämenden Weise abgerackert werden, bis sie an Leib und Seele gebrochen sind“, wie sich beispielsweise das Berliner Tageblatt kürzlich ausdrückte, aber — man muß „auf die bestehenden Verhältnisse Rücksicht nehmen“, die nach Ansicht dieser Profitverteidiger diese Reformen unmöglich erscheinen lassen.

Für diese Sorte Sozialpolitiker ist es schon etwas besonders arbeiterfreundliches, daß die Verhandlung über den Antrag Gelegenheit geben wird, „auf die unerhört langen Arbeitszeiten hinzuweisen, die in einer ganzen Anzahl ausgedehnter Erwerbszweige immer noch herrschen.“

Daß sich das Unternehmertum den Teufel um einen solchen Hinweis kümmert, ist den Herrschaften noch besser bekannt, als uns! Um so frivoler ist es, die Arbeiter mit solchen Redensarten abzuspäßen und den Reichstag aufzufordern, mehr ja nicht zu thun. Weil das Unternehmertum den Arbeitern nicht freiwillig eine Aufbesserung ihrer Lage gewährt, fordern diese allgemein gültige gesetzliche Eingriffe, die den schwersten Uebelständen wehren und die Bahn fortschreitenden Maßnahmen frei legen sollen.

Die Zeiten sind vorbei, wo man die Forderung eines Normalarbeitstages als eine Utopie bezeichnen konnte. Heute weiß jeder Arbeiter, daß es zur Verwirklichung dieser Forderung nur des guten Willens der Parlamentsmehrheit und der Regierung bedarf. Und einmal muß die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit der Erwachsenen kommen, die ganze technische Entwicklung drängt darauf hin. Ja, sagen die Ausbeuter, gerade die technische Entwicklung macht in vielen Fällen allgemein gültige Bestimmungen unmöglich. Zahllose Erfindungen verzweigen die Arbeitsgebiete immer mehr und es kann doch nicht alles über einen Kamm gekehrt werden. Wer will das? Ein allgemein gültiges Maß der Arbeitszeit, über das nicht hinausgegangen werden darf, zwingt nur die ärgsten Arbeiterchinder, das zu thun, was ein Teil der Unternehmer bereits in der Kürzung der Arbeitszeit gethan

haben, ohne die Existenz ihrer Betriebe zu schädigen. Es ist geradezu frevelhaft, wenn sich die Gesetzgebung weigert, die in der Praxis gemachten Erfahrungen und bewährten Einrichtungen in Gesetzen zum Schutze der Arbeiter zu verwerten.

Noch schmächtlicher ist aber die Bekämpfung des sozialdemokratischen Antrages, der die Verwendung von schulpflichtigen Kindern unter 14 Jahren bei gewerblichen Arbeiten verbieten lassen will. Man weiß, daß die deutsche Industrie allein ca. 532 000 schulpflichtige Kinder außerhalb der Fabrik beschäftigt — ungezählt diejenigen, die aufs Land zum Viehhüten, Rübenverziehen u. s. w. verdungen und dabei sogar dem Schulunterricht entzogen werden. Jeder fühlende Mensch betrachtet diese Kinderausbeutung als den ärgsten Schandfleck unserer Zeit. Selbst die kapitalistische Presse muß — wir citierten schon oben — zugeben, daß Kinder schon im zartesten Alter so abgerackert werden, „bis sie an Leib und Seele gebrochen sind“. Aber anstatt nun die Konsequenzen daraus zu ziehen, auf Beseitigung des ärgsten Schandflecks der kapitalistischen Wirtschaft durch Gesetz zu dringen, entschuldigt die bürgerliche Presse den industriellen Kindermord. Das Berliner Tageblatt und mit ihm eine ganze Reihe kleinerer Blätter behaupteten, die wirtschaftlichen Verhältnisse hätten sich derart entwickelt, „daß viele Erwerbszweige, gegenwärtig wenigstens, kaum ohne die Ausbeutung der kindlichen Arbeitskraft bestehen können“. Diese nicht mehr indirekte Auforderung zur Kinderausbeutung verdient in schärfster Weise gebändert zu werden. Der vielgepriesenen kapitalistischen Wirtschaft wird mit dieser Behauptung das härteste Urteil gesprochen. Schmach über ein System, dem die Kraft künftiger Generationen schon im Kindesalter geopfert werden mußte. Zwar ist es wahr, daß dieses Opfer heute noch gebracht wird, weil es die allgewaltigen Profitmacher verlangen, aber Industrie und Landwirtschaft, Handel und Verkehr können ohne dieses Opfer bestehen. Blut klebt an dem Gewinn, der aus der Kinderarbeit gezogen wird. Schwere Schuld belastet das Land, dessen Gesetzgebung sich weigert, Schritte zu thun, die so schnell wie möglich die körperliche und geistige Zerrüttung der Kinder des Volkes unmöglich machen.

Neben dem sofortigen Verbot der Kinderarbeit organisiere man gesetzlich die gesamten Arbeitsverhältnisse. Auch hier giebt die sozialdemokratische Fraktion die Unterlagen durch ihren groß angelegten Gesetzentwurf, der die Errichtung eines Reichsarbeitsamtes, ferner von Arbeitsämtern, Arbeiterkammern und Einigungsämtern verlangt. Dazu hat freilich ein Reichstag, der vorwiegend mit militärisch-kriegerischen Dingen und der dazu notwendigen Aufbringung neuer Steuern beschäftigt wird, keine Zeit. Diese Art Parlamentsthätigkeit liegt ganz im eigenen wohlverstandenen Interesse der Mehrheit der „Volksvertreter“, die auf den Kapitalismus getauft sind. Des Reiches Macht und Herrlichkeit „wahren“ sie mit ihrer ausgesprochenen Bereitwilligkeit, aus den Taschen des Volkes die Kosten für alle abenteuerlichen Aktionen zu bestreiten, indes sie selber noch höchstzeitig einen Raubzug auf das stets getäuschte Volk unternehmen.

Bald nach Ostern soll also der Reichstag nach Hause gehen. Und was thut er bis dahin? Nun, er muß sich inzwischen hauptsächlich mit dem Stat abquälen, der neue Forderungen für — Volkswohlfahrt? ach nein! — für militärische Zwecke in erster Linie enthält. Er vergeudet die Zeit mit der auf einem Verfassungsbruch aufgepfropften Chinavorlage, ohne die Verletzung des höchsten Staatsgesetzes zu ahnden. Nicht minder wird er hie und da als Dekoration für monarchische und diplomatische Zwecke zeitraubende Verwendung finden. Aber zur Beratung und Berücksichtigung der ureigensten materiellen und intellektuellen Bedürfnisse des arbeitenden Volkes — keine Zeit! Und auch kein Geld! Für den Reichstag sind die zahlreichen sozialpolitischen Initiativanträge nur Zwischenstücke, für die man aus zwingend agitatorischen Gründen gnädigst einen Tag in der Woche ansetzt. Dann zerkaust das hohe Haus die bedeutungsvollsten Anträge, indes der „hohe Bundesrat“ durch Abwesenheit seine Hochachtung derartiger Volksangelegenheiten markiert. So wird das Volk regiert!

## Warum das deutsche Brot so teuer ist.

Die Frankfurter Zeitung schreibt: Die Kosten des Getreidebaues setzen sich zusammen aus der Verzinsung des Bodenwertes, den Kapitalzinsen, dem Arbeitslohn und den Steuern. Will man die Rentabilität des Getreidebaues in Deutschland mit der in anderen Ländern vergleichen, so muß man untersuchen, wie sich diese Kosten in Deutschland zu denen in anderen Ländern verhalten. Professor L. Brentano führt diese Untersuchung in seiner soeben erschienenen Schrift Das Freihandelsargument durch. Von Steuern ist die deutsche Landwirtschaft im letzten Decennium so sehr entlastet worden, daß von einer zu hohen staatlichen Besteuerung, wie sie früher häufig behauptet wurde, nicht mehr die Rede sein kann. Der Arbeitslohn ist in Rußland zwar nominell niedriger, die Arbeitsleistung aber viel geringer als bei uns; der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern macht sich auch schon in Rußland, noch mehr aber in den Vereinigten Staaten geltend, wo der Tagelohn der Arbeiter erheblich höher ist als bei uns. Der Zinsfuß ist bei uns niedriger als in Rußland und in den Getreide exportierenden Staaten Nordamerikas. Dagegen ist der Bodenwert in Deutschland viel höher. Auf Grund amtlicher Nachrichten schreibt Brentano darüber:

Es kostet in Rußland heute der Hektar zwischen 20 und 240 Mk., es kostete in Nordamerika in den achtziger Jahren der Hektar zwischen 72 in Dakota und 384 Mk. in Illinois. In Argentinien kostet der Hektar guten Landes, bequem an einer Eisenbahnstation oder innerhalb 30 Meilen im Umkreis einer Hafenstadt gelegen, 60 Mk. Wie aber steht es in Deutschland? Die Abtative des An siedelungsgebietes vom 26. April 1886 waren davon ausgegangen, daß der Hektar Landes 560 Mk. kosten werde. In Wirklichkeit stellten sich die bis Ende 1899 gezahlten Preise auf durchschnittlich 662 Mk. pro Hektar und zwar kostete der Hektar 1896: 648 Mk., 1897: 766 Mk., 1898: 774 Mk., 1899: 824 Mk. In Bayern kostet nach den Erhebungen über die landwirtschaftlichen Verhältnisse in 24 typischen Gemeinden der Hektar schlechten Bodens 900 Mk. im Durchschnitt. In den westlichen Teilen Deutschlands stellt sich der Bodenpreis allenthalben noch höher.

Es liegt also in der Höhe des Bodenwertes, wenn der deutsche Getreidebau mit dem amerikanischen und russischen nicht zu konkurrieren vermag; er betrug in Deutschland um das Doppelte bis fünfzehnfache mehr als in den Konkurrenzländern. Von diesen Thatsachen ausgehend, führt Brentano mit aller Schärfe den Nachweis, daß der Getreidezoll zur Steigerung der Grundrente führt.

Was ist der Zweck des Getreidezolles? Er soll den Getreidepreis steigern. In dem Maße, in dem der Zweck erreicht wird, steigt die Geldrente, welche der Boden abwirft. Der Ertragswert des Bodens aber ist gleich der Geldrente, die er abwirft, kapitalisiert mit dem herrschenden Zinsfuß. Entsprechend der gesteigerten Geldrente steigt also der Bodenwert. Die Folge des Getreidezolles, der seinen Zweck, die Steigerung der Getreidepreise, wirklich erreicht, ist also die Steigerung eben des Teils der landwirtschaftlichen Produktionskosten, wegen dessen Höhe das Inland mit dem Ausland nicht konkurrieren kann. Möglich, daß dies vielen hoch verschuldeten Grundbesitzern völlig gleichgültig ist. Sie erhalten durch das Steigen des Bodenwertes die Hoffnung, ihren Grundbesitz zu einem Preise zu veräußern, der ihre Schulden übersteigt; je vielleicht gelingt es ihnen, beim Verkaufe desselben ein ausgezeichnetes Geschäft zu machen. Wie aber steht es mit denen, welche ihre Güter behalten, und mit den Feuerwerbungen von Gütern? Da der Getreidezoll das Verhältnis des Bodenertrages zum Bodenwert nicht verändert hat, bleibt der Getreidebau nach wie vor unrentabel. Bleibt der Landwirt beim Getreidebau, so ist er notwendig alsbald wieder notleidend. Dann erschallt aufs neue der Ruf nach abermaliger Erhöhung des Getreidezolles. Und so geht es fort. Es ist eine Schraube ohne Ende.

Die Wirkung des Getreidezolles ist also — so faßt Brentano das Ergebnis seiner Untersuchung zusammen — daß er die Ursache steigert, in welcher der Mangel an Konkurrenzfähigkeit wurzelt, und diesen, statt zu seiner Beseitigung zu führen, auf die Dauer erhöht. Der Getreidezoll ist demnach ein untaugliches Mittel zur Hebung der Landwirtschaft, gerade jene Wirkung des Zolles drängt fort und fort zur Steigerung der Zollsätze.



# Monatsbeilage des Tabakarbeiters.

No. 1.

Sonntag den 13. Januar

1901.

## Kulturskizzen aus China.

Unter diesem Titel veröffentlicht G. L. Hummel, Hafenmeister in Wampoa bei Kanton seine in 12 Jahren Aufenthalt in China gemachten Beobachtungen und Erfahrungen.\* Ich habe nicht erst seit den „Wirren in China“, d. h. den neuesten seit der Rücktung von Kiautschou datierenden chinesischen Verwickelungen, sondern von langer Hand her immer mit hohem Interesse die China-Litteratur verfolgt, aber selten auf wenig Seiten (etwa 60) so viel offenbar scharfsichtige Beobachtungen gebucht gefunden, wie in dieser kleinen Broschüre.

Ich will damit nicht sagen, daß der Verfasser „unbefangen“ im juristischen Sinne des Wortes wäre. Er ist Europäer und Deutscher, er hält „vielleicht noch für das Beste, daß China zerstückelt wird und die Fremdmächte es unter sich verteilen, gerade wie der größte Teil Afrikas verteilt ist.“

Die geschichtssphiloſophische und politische Einsicht des Verfassers tagiere ich denkbar niedrigst, aber seine Mitteilungen sind das Ergebnis nüchternen, klarer Beobachtungen im Detail und durchaus, wie ich glaube, objektiv zuverlässig.

Eben dadurch ist diese Broschüre geeignet, die europäischen Tendenzlügen zu widerlegen, und zwar durch einen Augen- und Ohrenzeugen, der trotz seiner europäerfreundlichen Befangenheit doch ehrlich genug sagt, was ist, d. h. was er sieht und hört! Seine europäischen Reflexionen sind durchaus parteiisch, aber er ist nicht so sehr chineſenfresseriſcher Parteimann und Politiker, daß er seiner Gesinnung gestattet, anders zu sehen und zu hören, wie die von ihm wahrgenommenen Dinge klingen und aussehen. Denn den europäischen Berufspolitikern ist ja „Hören und Sehen vergangen“, so daß sie alles durch die Chinatellurbrille, oder die Racheſeldzugs- oder eine andere derartige Brille sehen, und folglich — falsch sehen.

Dagegen schließt unseren Mann seine Ehrlichkeit und undiplomatische Unbefangenheit.

Man lese nur folgendes:

„Was die Chinesen von den Fremden gesehen, konnten sie nicht reizen, deren Glauben anzunehmen; bei den fremden Kaufleuten sahen sie nur Habgier, von den diplomatischen Vertretern hörten sie bei jeder Gelegenheit Drohungen, Gewalt zu brauchen, falls ihre Forderungen nicht bewilligt würden. Der Chineser vergißt nicht, daß die Fremden infolge von Gewalt in sein Land gekommen sind, daß durch dieselben ihr Kaiser gedemütigt worden ist.“

Diese zwei Sätze genügen vollkommen, zu erklären, warum die Chinesen nicht mit Inbrunst dem Bruder Europäer um den Hals fallen, um — sich erwürgen zu lassen.

Auch religiös ist unser Autor nicht parteifanatisch; er erkennt kaltblütig an:

„So edel der Zweck der Missionare in China auch ist, ihre Anwesenheit ist ein Hemmschuh für bessere Beziehungen zu China.“

Ja, das erste Kapitel, das von der Religion der Chinesen handelt, ist auffallend gerecht. Wir lesen da:

„Als er (Confucius) einst befragt wurde, was er von den Gottheiten denke, antwortete er, er verstehe wenig davon und glaube, die Ausübung der Pflichten den Angehörigen und der Gesellschaft gegenüber sei wichtiger, als die Anbetung unbekannter Wesen.“

Das würde zur gerechten Abwicklung irdischer wirtschaftlicher und politischer Angelegenheiten auch nach unserem Ermessen — wohl auch nach denen Hummels! — vollkommen genügen!

Pietät gegen die Vorfahren und gegen die lebenden Eltern ist der Grundzug der chinesischen Moral und Religion. Daß aber unser Gewährsmann den auf sein berühmtes „Gemüt“ stolzen Deutschen und Europäer nicht ganz verleugnet, beweisen verschiedene Stellen seiner gehaltreichen Broschüre.

Er ist geneigt, wie ja sogar deutsche Autoren den Franzosen gegenüber gethan haben, den Chinesen wahres „Gemüt“ abzusprechen:

„Die Bezeugung dieser Liebe (zwischen Eltern und Kindern) sind nicht wie bei uns, Ausdrücke herzlicher Zuneigung“ . . . „ich habe nie Ausdrücke von Herzensempfindung beim Tode von Eltern, Kindern oder Geschwistern, beim Wiedersehen nach langer Trennung und dergleichen gesehen. Thatsache ist, ich habe nie einen Chinesen weinen sehen; das Herz nach unseren Begriffen fehlt ihm (!!!)“

Und an anderer Stelle heißt es:

„Auf mich . . . machen die Höflichkeitsbezeugungen der Chinesen stets den Eindruck, daß sie nicht von Herzen kommen, nicht der Ausdruck der Gefühle sind, sondern nur Befolgung von Vorschriften des Confucius.“ Aber Herr Hafenmeister, ist das mit europäischen Höflichkeitsbezeugungen anders? Spielen bei uns Deutschen die konventionelle Lüge und statt des Confucius das Komplimentbuch des Herrn von Knigge, nicht auch ihre Rolle? Trägt bei uns etwa jeder das Herz auf der Zunge? Und macht bei uns nicht jeder, der dies thut, die traurigsten Erfahrungen, so daß er sich schließlich bequemt, um nicht unterzugehen, doch auf dem Altar der allmächtigen Gottheit der gesellschaftlichen Lüge zu opfern? Nehmen wir nicht zuweilen den Hut ab vor notorischen, aber mächtigen Schuftern? Ist unsere deutsche Ehrfurcht vor Säbel und Geldsack, vor Macht und Besitz nicht auch nicht viel mehr Gewohnheit, Feigheit und sonst alles andere eher als Ueberzeugung und Herzensmeinung?

„Eine Aristokratie wie bei uns in Europa, die zu gewissen Nennern sozusagen erblich berechtigt ist, giebt es in China nicht; jedem Chinesen, der mit Ausdauer und Fleiß die Klassiker studiert, so daß er die Examina für die verschiedenen Grade ablegen kann, steht eine Karriere als Beamter zu . . . Uebrigens sind einige der größten chinesischen Staatsmänner, die die höchsten Stellen im Reich bekleiden, aus den untersten Schichten hervorgegangen, und das ist für jeden Chinesen der ewige Sporn, das gleiche zu versuchen.“

Darum möchten wir doch eher die Chinesen beneiden!

„ . . . außerdem ist jedermann berechtigt, ein Memorial (Gedenkschrift) über Mißbrauch von Gewalt an den Thron zu senden.“ —

\* Berlin 1900, bei Gose u. Tegstaff.

Man erinnere sich der Strafen, die Deutsche Erbsmannschaftsleute erhielten, als sie sich wegen der Zustimmung, sich in Viehwagen „transportieren“ zu lassen, beschwerdeführend an ihren obersten Kriegsherrn wandten — allerdings unter Außerachtlassung des Instanzenwegs!

Aber trotzdem Volksbedrückung und Mandarinenwirtschaft!

„Das Volk in China ist nicht aufgeklärt genug, zu verstehen, was für das große Reich not thut, die Mandarinen werden alles aufbieten, den Status quo (den gegenwärtigen Zustand der Dinge) zu erhalten, da sie nur dann in Macht bleiben können; die Regierung (wenn dieser Name überhaupt in China zulässig ist) ist machtlos.“

„Der schlimmste Krebschaden Chinas ist das Mandarinentum.“

Hand aufs Herz: ist das bei uns in Preußen-Deutschland etwa anders. Herrschen bei uns nicht auch gewisse Mandarinen und zwar nur auf Grund der Tatsache, daß ein großer Teil des deutschen Volkes „nicht aufgeklärt genug ist, zu verstehen, was für das große Reich not thut?“

Daneben finden sich Anerkennungen der Tüchtigkeit des chinesischen Volkes: „Die Chinesen als Menschenrasse betrachtet, stehen höher wie manche andere, sie sind emsig und arbeitsam, ausdauernd, genügsam, unter einer guten Regierung (etwa der preussischen?) würden sie ein Volk abgeben, wie es nicht besser zu wünschen ist.“ . . . „Man stelle sich dies 400 Millionenreich so weit fortgeschritten vor, wie es Japan in den letzten 25 Jahren ist! Keine der Fremdmächte würde dann im stande sein, etwas gegen China zu unternehmen.“ . . . „Chinesen sind eben ausgezeichnete Diplmaten“ (was moralisch und kulturell allerdings sehr wenig bedeuten will!). . .

Ganz ehelich erklärt Hummel, daß von der Erschließung Chinas für den Handel den meisten Vorteil nicht die fremden, sondern die chinesischen Kaufleute

haben würden, die in straff organisierte Gilden seit Jahrhunderten zusammengeschlossen sind, und derenhalten auf strenge Rechtllichkeit er ausdrücklich rühmend hervorhebt.

„Wie vorsichtig verlausuliert man sich in Europa bei Abschluß von Geschäften durch Kontrakte! In China genügt das Wort eines Kaufmannes für die wichtigsten Geschäftsabschlüsse“ . . .

„Auch viel gutes wird von den Gilden gethan; gegen den Gebrauch falschen Gewichts wird streng vorgegangen u. s. w.“ . . . „Ohne Zustimmung der chinesischen Kaufleute resp. der Gilden, wird eine größere Entwicklung fremder Händler in China kaum stattfinden.“

Interessant ist das Kapitel über Industrie, und das über die Arbeiter in China. Da lesen wir: „Die Erriichtung großer Baumwollspinnereien und Webereien mit den besten Maschinen neuesten Systems versehen, in Schanghai und am Yangtse hat schlagend bewiesen, daß der chinesische Arbeiter sehr gut in denselben verwandt werden kann . . . es ist bekannt, daß der Chinese wunderbar leicht lernt . . . In europäischen Fabriken kann der Arbeiter gewöhnlich nur eine bestimmte Arbeit thun; ein Chinese ist jedoch leicht im stande, verschiedene Arbeiten zu thun . . . Falls die Regierung das Fabrikwesen begünstigt, ist die Zeit nicht mehr fern, wo eine große Anzahl von Fabriken in den Hauptplätzen des großen Reiches erblühen werden, und dieselben werden eine wohl zu beachtende Konkurrenz für die europäischen Fabriken sein . . . Es wird sicher die Zeit kommen, wo China infolge seiner natürlichen reichen Hilfsquellen an Material billiger als irgend ein anderes Land liefern kann.“

\* \* \*

Der europäische Held Siegfried kommt nach Asien, um Dornröschen China mit Mord und Brand aus dem tausendjährigen Schlafe zu „küssen“, — aber Dornröschen wird aufstehen und ihn — wirtschaftlich! — — erwürgen!

## Geheimsprachen.

Vor kurzem hat Professor Kluge von der Universität Freiburg i. Br., der Verfasser des vorzüglichen Etymologischen Wörterbuchs der deutschen Sprache und Herausgeber der Zeitschrift für deutsche Wortforschung, in Berlin einen anregenden Vortrag über die Sprachen gehalten, die einzelnen Ständen eigen sind, und namentlich über die mit diesen Ständessprachen in engem Zusammenhang stehenden Geheimsprachen. Nach dem Bericht der Täglichen Rundschau führte der Gelehrte etwa folgendes aus:

Die reichste Berufssprache, die wir im Deutschen haben, ist die Gaunersprache, das Rotwälsch, dem nur noch die Weidmannssprache an Reichtum nahekommt. Wir kennen unser Rotwälsch schon seit dem 13. Jahrhundert. Die öffentliche Sicherheit verlangte die Veröffentlichung der den Polizeibehörden zur Kenntnis gelangten Spracheigentümlichkeiten des verbrecherischen Gesindels, und so wurde die Gaunersprache sehr frühzeitig der Gegenstand sprachlicher Erklärungsversuche. So findet sich der Ausdruck „blechen“ für bezahlen schon in den rotwälschen Quellen des 15. Jahrhunderts, ebenso war das Wort „pumpen“ sehr früh vorhanden. Auch die Redensart „jemandem den roten Gahn aufs Dach jegen“ ist von Hans Sachs in die Gesellschaft der Nordbrenner verwiesen worden, die schon im 16. Jahrhundert eine geheime Zeichensprache hatten, in der der rote Gahn eine große Rolle spielte.

Die Gaunersprache war in ihren ersten Anfängen eine Bettlersprache. Das Bettlertum war mit dem Verbrecher-

tum eng verknüpft, und daher war auch die Bettlersprache mit dem Rotwälsch bis tief in das 18. Jahrhundert sehr nahe verwandt. Wir verdanken die Kenntnis dieser Geheimsprachen vornehmlich der politischen Ohnmacht Deutschlands in den früheren Jahrhunderten, die eine bunte Mannigfaltigkeit der Rechtsprechung zur Folge hatte, die uns die Kenntnis der Geheimsprache, in der sich die Verbrecher aus den entlegensten Gegenden miteinander verständigten, recht sorgfältig überliefert hat.

Außer dem Rotwälsch gab es aber im Mittelalter noch andere Geheimsprachen. So gefielen sich die Klöster in den Spielereien einer litterarischen Geheimsprache. Dieser harmlose Zeitvertreib hat auch einer Zeichensprache das Leben gegeben, die schon im achten Jahrhundert, namentlich in der Zeit des großen Schweigens während der Fasten viel angewendet wurde. Die heilige Hildegard, die gegen Ende des elften Jahrhunderts Abtissin eines Klosters bei Bingen war und sich als religiöse Schriftstellerin eines großen Ansehens erfreute, hat uns ein Zeugnis einer solchen Geheimsprache überliefert, aber es ist festgestellt, daß diese Art von Geheimsprache schon in Quellen zu finden ist, die hundert Jahre älter sind, als die der frommen Abtissin.

Im Gegensatz dazu ist das gleichalterige Rotwälsch keine Spielerei, sondern bitterer Ernst. Es ist eine gesprochene Sprache, an deren Verbreitung Pergament und Papier keinen Anteil haben. Litterarische Vorbilder können an seiner Entstehung nicht mitgewirkt haben, auch die Klöster-

Nähe Geheimsprache hat mit dem Rotwälsch nichts zu thun. Auch das Judendeutsch sowie das Zigeunerische sind davon durchaus verschieden. Das Judendeutsch findet man zwar auch als Gaunersprache vor, aber das alte Rotwälsch enthält nur einige judendeutsche Ausdrücke. Und was die Zigeunersprache betrifft, so hat auch diese auf die Entwicklung des Rotwälsch in der älteren Zeit keinen Einfluß geübt, denn die Zigeuner traten erst im Jahre 1417 in Deutschland auf.

Das Rotwälsch ist demnach eine deutsche Sprache, die im deutschen Volke wurzelt und nicht etwa in einzelnen Landschaften. Sie war seit jeher in allen Teilen Deutschlands vorhanden und ist aus der Sprache der niederen Volksschichten herausgewachsen. Unsere Mundarten sind von einander so verschieden, daß sie sehr leicht einige Beiträge für die Geheimsprache liefern konnten. Aus den Akten eines großen Prozesses vom Jahre 1750 geht hervor, daß die Räuber die Spitzbubensprache anwandten und sie zu verändern und zu verbessern suchten. Thatsächlich war das Rotwälsch überall eine deutsche Sprachart, die für alle Stände umschreibende Benennungen hat. Die Gaunersprache steigert die verhüllenden Benennungen der Volkssprache so sehr, daß in dieser Steigerung ihr eigentliches Wesen besteht, wobei sich oft sprachlicher Uebermut und Witze geltend machten. Aber damit ist ihr Charakter nicht erschöpft, es treten auch fremdartige Worte hinzu. Das Judendeutsch ist schon erwähnt. Am stärksten wird die Mischung im 18. Jahrhundert, wo im Rotwälsch durchweg jüdische Zahlen vertreten waren, während im 15. Jahrhundert nur deutsche Zahlen gebraucht wurden. Dann ist aber auch ein lateinischer und romanischer Anflug unverkennbar, wie die Worte *Patris* und *Matris* für Vater und Mutter, *Kabal* für Pferd, *Stabulum* für Vettelstab deutlich zeigen. *Nobis* für neun und *Tribus* für drei erinnert an die Scherzsprachen der mittelalterlichen Klosterschulen. Andere Floskeln stammen wahrscheinlich von verlaufenen Merikern oder verlaufenen Studenten, die viele lateinische Brocken der Verbrechersprache geliefert haben dürften.

Die rotwälsche Sprache hat sich im ganzen und großen von Geschlecht zu Geschlecht ohne sonderliche Veränderungen fortgeerbt. Auch räumlich hat sie eine weite Verbreitung, ihre Worte gelten ebenso im Norden wie im Süden, ja, es findet sich sogar eine überraschende Verwandtschaft unseres Rotwälsch mit den Geheimsprachen in Flandern und in Schweden.

Zuweilen tritt sie auch in der Pöbelliteratur als Verbrechersprache auf, namentlich im älteren Schauspiel des 16. und 17. Jahrhunderts. In der klassischen Sprache ist sie aber ganz ausgeschlossen. So hat auch Shakespeare eine Geheimsprache seinen Verbrechern nicht in den Mund gelegt, und ebenso verschmähte Schiller dieses plumpe Mittel, obwohl ihm jene Sprache zugänglich war. Erst in der mo-

dernen Pöbelliteratur, namentlich in den Kriminalromanen, zeigt sich wieder das Rotwälsch den erstaunten Blicken der Zeitgenossen. Das Rotwälsch ist allerdings bis zum heutigen Tage eine lebende Sprache, zu deren letzten Ausläufern die Gändler- und Gausiererersprache gehört, in der sich auf Jahrmärkten die Gändler seltsame Worte zurufen, die nur die Eingeweihten verstehen. Eine solche Gändlerersprache ist in einigen Ortschaften unweit von Seehingen zu finden, und sie hat auch mehrfache Bestandteile mit dem Rotwälsch gemein. Auch die Gausierer des westfälischen Sauerlandes sprechen eine dem Rotwälschen verwandte Geheimsprache, die merkwürdigerweise mit Judendeutsch durchsetzt ist, wiewohl die sauerländischen Gausierer niemals Juden gewesen sind. Dieselbe auffallende Erscheinung finden wir in einigen Dörfern in der bayerischen Pfalz, Am überraschendsten sind aber zwei Geheimsprachen in der Rheinprovinz und im nördlichen Westfalen, wo die großen Kaufherren eine rotwälsche Gausiererersprache reden. Die Sprache der nordwestfälischen Kaufherren enthält Bestandteile von vielhundertjährigem Alter, ist aber bereits im Aussterben. Eine andere Gändlerersprache giebt es noch an der holländischen Grenze, das sogenannte Krämerlatein, das nur wenige Worte mit dem nordwestfälischen Rotwälsch gemeinsam hat. Das Krämerlatein ist gleichfalls sehr alt, und es ist dabei sehr überraschend, daß beispielsweise das Wort *Minotis* für ich auch in der schwedischen Gausiererersprache vorkommt. Die nächste Verwandte des Krämerlateins ist die belgische Geheimsprache. Alle diese Spracharten deuten auf Beziehungen zum Schmugglertum hin, und daher ist ihr Ursprung ebenfalls auf das Rotwälsch zurückzuführen.

Der menschliche Spieltrieb mendet sich mit Vorliebe der Sprache zu und übt sich in allerlei verdunkelnden Scherzen. So erzählt Goethe von einer Scherzsprache, die er mit seiner Schwester gesprochen; auch der alemannische Dichter Hebel hatte eine Scherzsprache im Gebrauch. Am verbreitetsten ist die kindliche Geheimsprache, die schon im 15. Jahrhundert an den Schulen in Basel vorgefunden wurde. Im Anfang des 18. Jahrhunderts hat eine deutsche Prinzessin, Polyxene von Sardinien, mit ihren Angehörigen in der Heimat einen lebhaften Briefwechsel in einer Scherzsprache geführt, die sie in der Kindheit geübt hatte. Es war die bekannte *Vi-Sprache*, die aus den Klosterschulen stammt. Alle diese Sprachscherze leben noch in unserer Jugend fort, und dazu kommt noch die bekannte *eo-Sprache* der Studenten. Die Gaunersprache hat aus diesen Scherzsprachen manches verwertet. Neuerdings tritt aber die Gaunersprache auch in der Schulsprache auf. So spricht die Berner Schulschule zum großen Teil ein wirkliches Rotwälsch, — eine böse Verwandtschaft in einer harmlosen Umgebung. Indessen, wenn wir das Rotwälsch zergliedern, so überwiegen darin überhaupt die harmlosen Züge unserer üppigen Volkssprache.

## Der verwandelte Baum.

In einer Blanderei des Neuen Pester Journals über die Bedeutung des Holzstoffs für die moderne Papierfabrikation wird u. a. folgendes ausgeführt: In einer deutschen Papierfabrik wollte man das Minimum an Zeit feststellen, das erforderlich ist, um Bäume in eine fertige Zeitung zu verwandeln. Eine Wette gab dazu den Anlaß. Ein Herr hatte behauptet, die seltsame Verwandlung dürfte sich in einem Tage vollziehen lassen; ein anderer, ein Mann von Fach, meinte, auch in einem halben Tage lasse sich das Wunder vollbringen, und da eine stattliche Batterie von Sektflaschen als Stimulus diente, wollten die Besitzer der Papierfabrik einen Rekord der Schnelligkeit erzielen. In Gegenwart aller Interessenten und unter Zeugenschaft eines Notars, der die Richtigkeit des Vorganges bestätigen sollte, wurden in einem Walde in

der Nähe der Fabrik um 7 Uhr 35 Min. morgens drei Bäume gefällt. Diese wurden nach der Werkstatte gebracht und durch eine Holzschneidemaschine in Stücke von 30 Centimeter Länge verkleinert. Andere Maschinen schälten die Blöcke und verwandelten sie in eine mehrlartige Masse. Diese Masse wurde in einem großen Bottich mit allen anderen Bestandteilen, die zur Herstellung des Papiers notwendig sind, vermischt. Der Brei kam nun in die Papiermaschine. Um 9 Uhr 20 Min. ging der erste Bogen Papier fertig aus der Maschine hervor. Die beiden Fabrikanten sprangen in bereit stehende Wagen und fuhren mit dem Bogen in eine vier Kilometer entfernte Zeitungsdruckerei. Der Satz stand in Bereitschaft, um 10 Uhr druckte man und hatte im Nu eine Zeitung vom Tage und mit dem Datum des Tages in der Hand. Es

war also nur eine Zeit von 2 Stunden 25 Minuten notwendig gewesen, um einen lebenden, blühenden Baum in eine Zeitung zu verwandeln. Dabei wären noch 30 Minuten zu sparen gewesen, wenn sich nämlich die Zeitungsdruckerei in nächster Nähe der Papierfabrik befunden hätte.

Auf diese großartige Erfindung, die rauschenden Bäume des Waldes in Zeitungsblätter zu verwandeln, braucht sich indessen die moderne Welt nicht viel einzubilden. Zu fast allem Papier unserer Zeit wird ja vorwiegend Holzfaserstoff verwendet und das Papier ist schön und glatt und seidartig; die schönsten und zärtlichsten Dinge lassen sich darauf schreiben, die die Herzen entzücken und mächtige, weltbewegende Dinge lassen sich darauf drucken, die die Geister entflammen. Aber dieses Papier aus Holzfaserstoff ist nicht dauerhaft. Vier, fünf Jahre und es ist eine fettige, braune Masse. Zwanzig Jahre — was wird da sein? So alt ist der allgemeine Gebrauch der Sache noch nicht. Aber wenn er so alt sein wird? Was wird da geschehen? Alle diese Massen von Zeitungen, die einen so treuen Spiegel ihrer Zeit bieten, eine so unerschöpfliche Fundgrube zum Studium der Dinge und Menschen in einer großen Kulturepoche bilden — sie werden einfach zerfallen. Zerfallen werden die unzähligen Bücher, die man in den Bibliotheken anhäuft, alle die welterstürmenden Dramen unserer jungen Dichter, alle ihre Verse werden zerfallen. Trauert, ihr revolutionären Poeten, die ihr die Welt aus den Angeln heben möchtet, trauert, ihr Kommentatoren, die ihr in dieser dunklen, mystischen Zeit so viel zu thun habt, die Dichter zu erklären, trauert ihr schönen Frauen, die ihr die feurigen Briefe eurer Liebhaber hundert und hundertmal wieder lesen würdet, wenn ihr vor dem Siveael die grauen

Haare zu entdecken beginnt — alle diese kostbaren Werke sind schon bei der Geburt der Vernichtung geweiht, alle diese Werke sind nichts wie Holzfaserstoff, der in einer gewissen Anzahl von Jahren in Staub zerfällt.

Vor wenigen Tagen machte ich einen merkwürdigen Spaziergang durch die Jahrhunderte. Ich erging mich in dem Brunksaal der Wiener Hofbibliothek, den Fischer von Erlach erbaut. Dort sind jetzt die Bücherstücke von Jahrhunderten ausgestellt und namentlich aus dem Gutenberg-Zeitalter. Man kann da sehen, wie die Bücher und Flugschriften beschaffen waren, bevor der Junker Johann Gensfleisch von Sorgenloch zum Gutenberg die zerlegbaren Typen erfand, man kann seine herrliche 42zeilige Bibel sehen und viele Bücher, die nach ihr kamen. Und das Papier der berühmten Bibel, ist heute, nach fünfthalf Jahrhunderten, glatt, schön und rein, ohne Flecken, ohne Risse und Brüche, mit ihrem gelblich-weißen Schimmer sehen die Blätter aus wie dünne Platten aus Elfenbein. Und wie gestochen ist jeder Buchstabe, und kein einziger unter den Tausenden und Tausenden, dessen tiefschwarze, flüssige Druckerschwärze verschmiert wäre. Ach, was rede ich von der Gutenbergbibel, diesem erhabenen Kunstwerk! Da sind auch einzelne Blätter zu sehen aus der Papyrusammlung des Erzherzogs Rainer, die zur Ausstellung beigebracht wurden. Diese Papyrusblätter sind Jahrtausende alt und sie sind fest und rein, und die verwischten und verblichenen Schriftzüge der Malereien darauf, die römischen Stempel, mit denen sie von den glücklichen Erstehern und Eroberern versehen wurden, sind zum Teil mit freiem Auge, zum Teil mit der Lupe zu entziffern. Die Papyrusstaude, das schwache, biegsame Rohr, war den mächtigen Bäumen überlegen, die wir in unseren Tagen fällen, um Papier herzustellen.

### Kleine Notizen.

**Die Schnelligkeit des Gedankens** ist zum Sprichwort geworden. Trotzdem ist die Schnelligkeit, mit der die auf das Gehirn wirkenden Reize durch die Nerven befördert werden, überraschend gering; sie erreicht noch nicht einmal die der Dampfkraft, viel weniger die des Telegraphen. Von Physiologen angestellte Versuche haben ergeben, daß zur Beförderung eines Reizes nach dem Gehirn und von da bis zur Fußspitze, also etwa für eine Länge von noch nicht zwei Metern, eine Zeit von  $\frac{1}{5}$  bis  $\frac{1}{6}$  Sekunde erforderlich ist. Wir vermögen also unseren Willen, der, wenn auch nicht gerade identisch mit unseren Gedanken, doch immerhin ein Resultat derselben und gleich ihnen der Ausfluß unserer geistigen Kräfte ist, in den Bahnen unseres Körpers mit einer Schnelligkeit von zirka 10 Metern in der Sekunde fortzupflanzen.

**An einem Schwur gestorben.** In England ist es Sitte, daß bei der Ablegung eines Eides vor Gericht der Zeuge eine ihm dargereichte Bibel küßt. Es handelt sich natürlich bei demselben Gerichtshof immer um dasselbe Buch, das jahrzehntelang zu dem genannten Zweck von Hand zu Hand und von Mund zu Mund geht. Es ist daher begreiflich und sehr berechtigt, daß die englischen Aerzte seit längerer Zeit diese Sitte bekämpfen als nicht nur sehr wenig appetitlich, sondern geradezu gesundheitsgefährlich. Bisher war der Erfolg ein geringer. Die Mehrzahl der Richter beantwortete eine diesbezügliche Weigerung mit sarkastischen Bemerkungen. Dies ist um so verwerflicher, als das Weisheit gar nicht zum Bibelfusse beim Eide zwingt, sondern auch das Erheben der Hand als genügende Form zuläßt. Bisher waren die ärztlichen Einwände gegen den Buchkuß nur hypothetischer Natur, neulich aber haben sie eine thatsächliche Bestätigung erhalten, indem ein Schuhmann an Diphtheritis starb, die er sich nach einwandfreiem Nachweis durch das Küssen der Bibel bei einer Eidesablegung zugezogen hatte. Vielleicht bringt das auch in juristischen Kreisen endlich die Ansicht zum Durchbruch, daß der Einband sogar einer Bibel durch vielen Gebrauch unsauber werden kann.

**Sächsische Bergsteigerkittelfel.** In einem Erinnerungen an Liebknecht beistellten und im Züricher Volksrecht veröffentlichten Artikel vom Kollegen Zimmer lesen wir: „Am anderen Tage nach der durch den Referenten wie durch den Zwischenfall mit dem höchst

verdächtigen Anarchisten berühmt gewordenen Versammlung gab es auch noch eine andere kleine, aber recht heitere Episode, die allen Anwesenden viel Spaß machte, am meisten wohl Liebknecht selbst. Er hatte sich von seinem Schuhmacher in Vorschdorf, einem unweit sächsischen „gemüthlichen Sächser“, der offenbar den „Monarchenbügel“ bei Leipzig als Maßstab für die Schweizer Berge benutzte, ein Paar neue Schaftkittelfel zum Verarbeiten machen und zu diesem Zwecke Sohlen und Absätze mit Eisennägeln beschlagen lassen. Als nun Liebknecht sie einem Schuhmacher zur sachverständigen Beantwortung zeigen wollte, fand er die sämtlichen Nägel im Koffer liegen; sie waren aus den Sohlen herausgefallen, so daß diese mit ihren Löchern einem Sieb gleichen. Der Schaden ward aber bald unter andauernder Heiterkeit wieder gut gemacht und unser Genosse konnte seine Agitationstour fortsetzen und auf die Berge steigen.“

### Trost.

Haft du bitt'res Leid erfahren?  
Jeden Kummer heilt die Zeit.  
Bess're Tage kehren wieder,  
Denn die Welt ist groß und weit.

Ward auch Undank dir gegeben?  
Dank in wenigen Herzen wohnt.  
Bist du mit dir selbst zufrieden,  
Reichlich schon bist du belohnt.

Haft dein Liebtes du verloren?  
Nichts kann ja beständig sein.  
Wer trägt du es im Herzen,  
In dein Liebtes dennoch dein.

Ist zerstört dein schönstes Hoffen?  
Trau're, klage d'rum nicht viel,  
Schlag' es tapfer in die Winde,  
Suche dir ein and'res Ziel!

Sollst vergeben und ver-essen,  
Andern bringen Trost im Leid! —  
Bess're Tage kehren wieder,  
Denn die Welt ist groß und weit.

„Hebe“.



